

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

103 (3.5.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 32

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 32. Karlsruhe, Freitag den 3. Mai 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 32:
Selbstbestimmung. — Zur Eröffnungsfest der Naturfreunde im Schwarzbachtal bei Forbach. — Die Bergmannsfrankheit. — Merlei. — Für unsere Frauen. — Literatur.

Selbstbestimmung.

Ich fluche allen Kerkerwänden,
Wo Mensch dem Menschen Urteil spricht.
Beglückt, wenn in urenigen Wänden
Die Erbensaubt zusammenbricht!
Und ob mich tausend Ketten bänden,
Mir ward die Selbstbestimmung Pflicht.
Mein Leben trag' ich in den Händen,
Und meine Hände zittern nicht.

E. v. Waddorf-Wachoff.

Zur Eröffnungsfest der Naturfreunde im Schwarzbachtal bei Forbach.

Am 12. Mai findet die Eröffnungsfest der Naturfreunde im Schwarzbachtal bei Forbach im Murgtal abgehalten. Das beauftragte Komitee ist bereits eifrig bemüht, diese Feier ihrer Bedeutung gemäß, zu einer würdigen und erhabenen zu gestalten. Es wird an diesem Tage ein Extrazug von Karlsruhe nach Forbach im Murgtal abgefahren und kann jetzt schon der Betrag von 1,90 M für Hin- und Rückfahrt bei den Vertrauensleuten und den Gewerkschaftsvorständen eingezahlt werden. Auch von auswärts sind bereits viele Vereine und Delegationen angemeldet. Es wird eine Doppelfeier werden, da an diesem Tage gerade drei Jahre verflossen sind, seitdem sich die Gründung der Ortsgruppe vollzogen hat. Redakteur Genosse Weimann sprach damals vor einem kleinen Häuflein über Natur und Arbeiterschaft und wurde die Gründung der Ortsgruppe Karlsruhe von 11 Mitgliedern vollzogen. Heute zählt die Ortsgruppe Karlsruhe über 220 Mitglieder. Die Bewegung breitet sich aus und mit jeder Nummer der Vereinszeitschrift „Der Naturfreund“ erhält man Kunde, daß sich da und dort in Deutschland wanderfrohe Arbeitsmenschen dem großen Bunde der Naturfreunde angeschlossen haben. In Baden haben sich in rascher Reihenfolge die Ortsgruppen Karlsruhe, Durlach, Forbach, Mannheim und Freiburg aufgetan und auch an allen Orten ungeahnte Fortschritte erzielt. In der weinfreudigen Pfalz herrscht reges Leben unter den Arbeitertouristen und die alten tonangebenden Vereine, wie Schwarzwald- und Pfälzerwald-Verein sehen mit Erstaunen auf die emsige Tätigkeit der Naturfreunde. Zur besseren Entfaltung einer durchgreifenden Organisation wurde bis zum nächsten Delegiertentag ein provisorischer Gau Südbaddeutschland gegründet, während die Schwaben ebenfalls nicht untätig gewesen sind und die württembergischen Ortsgruppen zu einem Gau Schwaben zusammengezogen haben, mit welchen gute nachbarliche Freundschaft gepflogen wird.

Kun soll aber diese Eröffnungsfest nicht für die Vereinsgenossen allein gelten, sondern die gesamte Arbeiterschaft ist eingeladen, diese Feier mit zu begehen. Es soll auch einmal inmitten der herrlichen Natur, im tiefen Schwarzwald, wo die Tannengipfel geheimnisvoll rauschen und der Mensch anfangt der dumpfen Großstadtmisshandlung würzigen Erdbauch und Waldesozon atmen kann, ein Fest gefeiert werden von Arbeitssöhnen, die sonst im Kampfe ihren Mann zu stellen gewohnt sind. War es doch nur möglich, dieses schöne Heim erleben zu lassen, weil die Mitglieder der Ortsgruppe Karlsruhe durchdrungen sind von edler Begeisterung für die Sache der arbeitenden

Menschheit und einen Weg zeigen wollen zur Erholung und einer edleren Lebensauffassung. Darum Arbeitsmann, sollst du an diesem Tage zur Stille wallen und einmal Andacht halten draußen in der neuerwachten Natur, die dir Kunde geben wird, daß einst alle Fesseln fallen werden, die Menschen den Menschen angelegt haben. Die Natur nimmt uns alle auf und lehrt uns zugleich, daß alle Klassenunterschiede unter den Menschen ein künstliches Gebilde ist, das zerstreuen muß, wenn sich das arbeitende Volk seiner Kraft bewußt wird. Auf den Bergen wohnt die Freiheit, und wenn wir dieselbe auch nur einen Tag genießen können, so werden wir doch mutig und freudig zu Tale steigen, die Brust voll schäumender Begeisterung für die Sache der Freiheit. Die Natur ist ein aufgeschlagenes Buch, das kein Staatsanwalt konfiszieren kann. Und wenn wir lesen in diesem Buche, so werden wir gewahr, welche Stellung der Mensch einnimmt im Kosmos. Wir stehen mitten drin in der Natur, zu der wir selbst gehören, von der wir selbst ein Stück sind, mit laufend Fäden mit der uns umgebenden Welt verbunden. Auf der Höhe eines Berggipfels stehend sehen wir das Land offen vor uns liegen. Wir sehen das Ringen des Menschengeschlechts mit den Naturgewalten, die in den Dienst der Menschheit gestellt werden. Schon die Sinfahrt auf der Murgtalbahn bietet uns des Interessanten vieles.

Troglige Felsen mußten durchbrochen werden, um das Dampfwerk in dieses Tal senden zu können, dessen schriller Pfiff die Talbewohner aufschreckt und ihnen Kunde von der neuen Zeit gibt. Gährende Klüften mußten überbrückt werden, um den Schienenstrang ziehen zu können. Mienenleistungen der Baukunst bieten sich dem Auge dar, die sich aber trotzdem der romantischen Wildheit des Murgtales angliedern, sodas Natur und Kunst harmonisch sich vereinigen. Doch genügt dieser Erfolg dem nie rastenden Menschengeist nicht. Noch sind nicht alle Naturkräfte gebändigt. Die Murg selbst rinnt tief unter uns vorbei, ohne der Menschheit den notwendigen Tribut zu zollen. Wie lange noch! Wohl haben sich schon einige Fabriken, die Zeugen unserer modernen Kultur, an den Ufern der Murg angesiedelt, wo die reizende Flut durch Turbinen in Arbeit umgewandelt wird. Wir sehen die Stämme des Waldes hoch aufgeschichtet, darauf wartend, bis sie zerissen und zermalmt, alle Fasern aus dem Reib gerissen, ihren Umwandlungsprozess antreten und wir uns in der Stadt am Zeitungskiosk wieder sehen. Aber warum holen wir an weit entfernten Orten die Kohle aus der Erde Schatz, um ruhend und dampfend die Maschine in das schöne Tal zu schiden. Sind die rauschenden Wasser nicht in der Lage, diese Arbeit zu leisten. Warum lassen wir den wilden Gefellen ungenützt fortlaufen, um nur dem Vater Rhein die Schiffslasten tragen zu helfen. Doch halt, die Tage seiner Freiheit sind gezählt. Da wo in jungfräulicher Reinheit das plätschernde Raß aus den dunklen Tälern hervorbricht, soll ihm Halt geboten werden. Durch Spermauern werden die Wasser aufgehalten und das Tal in einen richtigen See verwandelt, um dann die gesammelten Kräfte der Allgemeinheit nutzbar zu machen. Der Staat hat ein Projekt aufgestellt zur Erstellung eines Murgkraftwerkes. Auch das stille Schwarzbachtal wird gerade da, wo das Naturfreundhaus liegt in einen Stausee verwandelt. Ob das Haus seinen Zweck erhalten werden kann, ist noch nicht sicher, da der Wasserpiegel auf 650 Meter über dem Meere zu liegen kommt. Die weiter im Tale liegenden Bauernhäuser müssen auf alle Fälle beseitigt werden. Ihre Bewohner werden von der Scholle vertrieben, wo sie bisher weltabgeschieden aber doch so zufrieden, Geschlecht um Geschlecht gehaust haben. Was kann man ihnen als Ersatz bieten? Was bedeutet für sie Geld? Gar bald wird das Rauschen der Schwarzenbach überbort werden von Arzthieben, Schaufel und Pickelglocke, Pflöckgetrampel und Kommandostimmen. Eine Tragödie der Natur beginnt sich abzuspielden. Und doch eine Notwendig-

zeigt, und noch vor wenigen Wochen hat der englische Marine-Minister in diesem Sinne eine sehr vernünftige Rede gehalten. Der Mann ist an Einsicht und Klugheit entschieden früher als Behmann-Hollweg aufgestanden. Dessen Regierung gab acht Tage nach dieser Rede der Welt kund und zu wissen, daß sie wie ihr eigenes Gesetz über die Stärke der Landmacht, so auch ihr gesetzlich festgelegtes Flottenprogramm umstoßen und wieder neue Schiffe bauen will. Mit der Geschwindigkeit von Ursache und Wirkung wird England dann die doppelte Anzahl bauen. Es möchte nicht, aber es sagt sich, es muß, es mag wollen oder nicht.

Bei diesem Wettstreit ist unteufelbar jede Mark für Schiffe direkt ins Wasser geworfen. Nicht nur jede deutsche Mark, auch jede englische. Mit Mut und Ingrimm zählten die Deutschen, mit Mut und Ingrimm zählten die Engländer. Und am Schluß ist das Stärkeverhältnis wieder ganz dasselbe. Kein Land hat etwas gewonnen. Nur die Lasten in beiden Ländern haben zugenommen. Und die rüstungsbedenkenden panzerschiffbauenden Prozentpatrioten haben ungeheure Gewinne eingeheimst.

Die Engländer aber sagen sich kühnlich, daß diese überflüssigen Lasten ihnen nur durch Deutschlands Vorgehen aufgestallt sind. Die Franzosen sagen sich das gleiche. Beide Völker werden von einem tiefen Grall gegen Deutschland erfüllt. Das deutsche Meist, das sich gegen England und Frankreich richtet und beide Völker gleichermaßen vor den Kopf schlägt, schweift sie auch notwendigerweise als Feinde Deutschlands zusammen.

So schafft die deutsche Regierung sich Feinde innen und draußen. Sie preßt das eigene Volk direkt und andere Völker indirekt für die barbarischsten kulturfeindlichen Zwecke aus. Die Völker mögen noch heilfroh sein, wenn dieses tolle Treiben nicht geradezu frivolerweise den drohenden gefährlichsten Weltbrand entfacht.

Das Ganze aber nennt sich — es klingt wie eine Parodie „Friedenspolitik“. Doch alledem steht schon jetzt fest, daß alle bürgerlichen Parteien diese neue Vorlage mit Hurra bewilligen wollen. Sie und die Regierung werden sich einzig die Köpfe zerschlagen, wie sie die Verantwortlichen von der Zahlung der Kosten möglichst weislos freihalten können. Auf die Kämpfe, die mit dieser drohenden Vorlage im Reichstage entbrannt sind, machen wir auch die Frauen aufmerksam. Es handelt sich auch um ihre heiligsten Interessen dabei. Als Hausfrauen und Mütter haben sie mit der Preisgabe ihrer Söhne und Männer und ungeheuren neuen Lasten mit die Opfer für den Moloch Militarismus zu bringen.

Kleine Nachrichten.

Eine Zeitung für die Frauen. Zu dem am 12. Mai 1912 stattfindenden Zweiten Sozialdemokratischen Frauentag ist soeben eine 16 Seiten starke Agitationszeitung für das Frauenwahlrecht erschienen, herausgegeben von Klara Zeitlin.

Aus dem Inhalt heben wir hervor: Das Fest der Blüte. Gedicht von Klara Müller-Jahnke. — Zum 12. Mai. — Die Schmerzensreichen. Gedicht von Ida Negri. — Die Internationalität des Frauentags. Von Adelheid Popp, Wien. — Für unser Recht. Aus der Rede von August Bebel zum ersten sozialdemokratischen Antrag, der 1896 im Deutschen Reichstage das Frauenwahlrecht forderte. — Das Frauenwahlrecht, eine geschichtlich begründete Forderung. Von Luise Fieb. — Das Bürgerrecht — ein Recht der Mütter. Von Verla Selinger. — Schicksal. Gedicht von Ida Negri. — Frauenwahlrecht und Klassenkampf. Von Rosa Luxemburg. — Warum fordern wir volles Bürgerrecht? — Mutter. Gedicht von Klara Müller-Jahnke. — Die Bedeutung des Frauenwahlrechts für die Arbeiterinnen. Von Gertrud Hanna. Frauenwahlrechtsbewegung in Bayern. Von Helene Grünberg. — Entfaltet aus der Hülle... Gedicht von Walt Whitman. — Als die Frauen in Finnland zum erstenmal zur Wahlurne gingen. Von Hilja Pärfinen, Helsinki und anders.

An künstlerischen Bildern enthält die Zeitung: Aufende Bergarbeiterin, von Meunier. — Porträts der Sozialdemokratinnen im finnischen Landtag. — Walfäre, von Stephan Sinding. — Die Wehrleferinnen, von Millet. — Judith, von Botticelli.

Der Preis der Nummer ist 10 Pfennig. Dieselbe ist von unserer Parteibuchhandlung zu beziehen.

Die Konditorei in jedem Haushalt, 75 erprobte Rezepte zur Selbstherstellung von Torten, Kuchen und Teegebäck. Preis 20 Pf. Zimmermannscher Verlag, Chemnitz, Poststraße 43. Das wohlfeile Bestehen enthält Backvorschriften für die gangbarsten Torten und Kuchen.

„Die schmachtende Küche ohne Fleisch“, Preis 35 Pf., Zimmermannscher Verlag, Chemnitz, Poststraße 43. In knapper, klarer Form bringt das Büchlein 125 Rezepte von nahrhaften

Gerichten, die sich auf billige und einfache Weise herstellen lassen. Sie sind sowohl für die vegetarische als auch für die gemischte Küche bestimmt.

Literatur.

(Alle hier bezeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Die Heilbarkeit nervöser Unfallsfolgen. Dauernde Rente oder einmalige Kapitalabfindung? Klinische und sozialhygienische Studien von Sanitätsrat Dr. Leop. Laquer. Verlegt bei Carl Marhold, Halle a. S. (3,50 Mk.). — Eine der schwierigsten Aufgaben aus dem Gebiete der Psychiatrie ist es, die der Verfasser behandelt. Zwar tritt er in seiner Schrift der Ansicht der meisten Psychiater bei, daß die einmalige Abfindung für den Gesundheitszustand der infolge eines Unfalls mit Nervenleiden belasteten Personen von Nutzen sei, doch verhandelt er seine Zustimmung derart, daß man deutlich den Wunsch nach möglicher Entziehung der Unfallvergütung bei Nervenleiden überhaupt herausliest. Dieser Standpunkt wird zwar durch klinisches Material zu stützen gesucht; doch ist dieses zu wenig umfangreich, als zu einer endgültigen Lösung der Frage nötig ist. Zudem stehen die meisten Forscher auf entgegengegesetztem Standpunkt. Wenn man auch zugeben muß, daß unter den nervösen Rentenempfängern Simulanten sind (übrigens befinden sich diese wohl in der Mehrzahl bei den „Großrentenempfängern“ aus Eisenbahnunfällen u. ä.), so darf man die Frage doch nicht so einseitig auffassen, wie dies beim Verfasser den Anschein hat. Fast möchte man glauben, daß die einleitenden Worte aus Quinides Muffak: „Aus alttruischer Gesinnung — aus Rücksicht auf die Wunderschicklichen — die sozialen Gesetze entstanden; sie nähren aber auch zugleich die egoistischen Empfindungen und Triebe der Masse“, Motto für die Schrift gewesen sind. Dieses Beispiel dürfte die rückständige Auffassung des Verfassers genügend kennzeichnen. Gr.

Die „Sozialistischen Monatshefte“, redigiert von Dr. J. Bloch, Administration Berlin W., Potsdamerstr. 121 h, die bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, haben soeben das 8. Heft ihres 18. Jahrganges erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Dr. Ludwig Duesel: Zerkünder der linken Mehrheit? Zum nationalliberalen Parteitag. — Dr. Joanne Bonomi: Der Tripolisfeldzug und die italienische sozialistische Partei. — August Kolb: Wahlreform oder Neueinteilung der Reichstagswahlkreise? — Kaspar Schmidt: Hat sich das Wahlkommen bei den bayerischen Landtagswahlen bewährt? — Johannes Schlaf: Die Lebendigen. — Dr. Wilhelm Hausenstein: Vortragen einer Aesthetik der bildenden Kunst. — Hermann Müde: Einwirkungen der Arbeiterbewegung auf das Gemütsleben der Bergarbeiter. — Politik von W. Schappel. — Sozialpolitik von Johannes Heiden. — Kommunalpolitik von Dr. S. Lindemann. — Philosophie von Dr. R. Grelting. — Bildende Kunst von L. Stern. — Kolonisation von G. Hildebrand. — Notizen.

Der Preis des Heftes beträgt 50 Pf., pro Quartal (6 bis 7 Hefte) 3 Mk. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auf jeder Postanstalt, bei allen Kolporturen, in den Kiosken, sowie direkt vom Verlag der „Sozialistischen Monatshefte“, Potsdamerstraße 121 h, Berlin W. 35. (Zusendung unter Kreuzband oder in geschlossenem Kuvert.) Probehefte stehen auf Verlangen jederzeit kostenfrei zur Verfügung.

Fachblatt für Holzarbeiter. Heft 4 des 7. Jahrganges, April 1912. Herausgegeben vom Deutschen Holzarbeiterverband in Berlin.

Der Wohnungskunst im Arbeiterheim widmet das Fachblatt seine besondere Aufmerksamkeit. Im vorliegenden April-Heft bringt dasselbe die Abbildungen der Einrichtung einer Zweizimmerwohnung, die gegenwärtig im Berliner Gewerkschaftshause ausgestellt ist. Die Entwürfe dazu stammen von Prof. Peter Behrens-Ar. Ubelsberg. Wie ein Artikel über die Lehren der vorjährigen Ausstellung gleicher Art erkennen läßt, sind die Formen und Ausmaße der einzelnen Möbel unter möglicher Berücksichtigung der vom Publikum betonten Bedürfnisse bestimmt worden. Neben anderem behandelt dann das Heft außerdem den Aufbau der Eismöbel für ein Damenzimmer, sowie die Zahnformen und Schutzvorrichtungen an Kreisrädern.

Das Fachblatt für Holzarbeiter erscheint am 15. jedes Monats und ist gegen 1 Mk. pro Vierteljahr bei allen Postanstalten und den Verwaltungen des Deutschen Holzarbeiterverbandes zu abonnieren, sowie bei der Expedition, Berlin C. 2, Neue Friedrichstraße 2. Einzelhefte werden zu 50 Pf. abgegeben.

keit für die Menschheit. Die weiße Kohle soll die schwarze ersetzen. Wir müssen uns mit den Gedanken beschäftigen, daß die Kohlenvorräte erschöpft werden, wenn auch erst in zwei- bis dreihundert Jahren die ersten Anzeichen hierfür eintreten. Welch graufige Perspektive für die Weltbürger. Deshalb sollen die vorhandenen Naturkräfte, welche die Kohle ersetzen, ausgenutzt werden. Wir wollen aber hoffen, daß bei diesem Beginn auf die Naturschönheiten des Schwarzwaldes gebührende Rücksicht genommen wird. Kunst und Natur sind auch hier auf einander angewiesen. Gar mancher Teilnehmer an der Eröffnungsfeier wird dieses Flecken Erde in seiner jetzigen Beschaffenheit nicht mehr antreffen, wenn er später wieder einmal Sehnsucht darnach hat. Zimmerhin wird noch Zeit vergehen, bis der Bau des Murgkraftwerkes in Angriff genommen oder vollendet sein wird. Wir wissen nicht, was das Schicksal uns bringt. Aber das wissen wir, daß eine so edle Sache, wie die Naturfreundebewegung sich weiter ausbreiten wird, denn damit hat die Arbeiterkassette erst ihr Anrecht auf den Naturgenuss reklamiert. Es fördert nichts mehr die Gesundheit, stärkt die Muskeln, kräftigt die Willenskraft und hebt die Lebensfreude, als das Wandern in der herrlichen Natur. Und wie praktisch und schön ist das Naturfreundehaus zu diesem Zweck gelegen. Am nächsten ist es wohl von der Endstation der Murgtalbahn von Forbach zu erreichen. Aber auch von Baden-Baden, Bühl, Obertal usw. aus genügt eine kleine Tagesstour bis zum Haus. Der Herremwiesensee ist in nächster Nähe gelegen, die Badener Höhe ebenfalls. Wo da schweift unser Blick hinüber zur Hornisgrunde, von der Schwarzwaldverein seinen massiven Turm aufgestellt hat und wo auch der akademische Cirkel sein Heim hat.

Das Karlsruher Naturfreundehaus ist ein Wahrzeichen der Kraft und Stärke dieser Bewegung und muß jeden Naturfreund mit Stolz und Freude erfüllen. Die Naturfreundebewegung ist innig mit der allgemeinen Arbeiterbewegung verwachsen, darum darf man wohl die Hoffnung aussprechen, daß die Eröffnungsfeier nebst dreijährigem Gründungsfest am 12. Mai unter starker Beteiligung vor sich gehen wird.

Die Bergmannskrankheit.

Es herrscht vielfach die Ansicht, daß die Wurmkrankheit der Bergleute eine Erscheinung erst der letzten Jahre sei. Dem ist jedoch nicht so. Tatsächlich war schon seit den ältesten Zeiten eine Krankheit der unter Tag arbeitenden Bergarbeiter bekannt, die man als Berggicht oder Blutarmut oder Bleichsucht bezeichnete. Sie begann mit einer leichten bleichsuchtartigen Erkrankung, die zu den schwersten Folgen der Anämie führte und häufig mit dem Tode endigte. Als Ursache sah man die mangelhaften, gesundheitlichen Verhältnisse der Gruben an, in denen auf engstem Raume Menschen und Tiere atmeten, Lampen brannten, Grubenholz faulte, Sprenghölzer abgefeuert wurden und Kohlenstaub und schlagende Wetter explodierten, sodas der Grubenluft an Stelle des in Menge verbrauchten Sauerstoffs nur unatembare Gase zugeführt wurden, zumal in früheren Zeiten Lüftungsvorrichtungen nicht vorhanden waren. Während man im allgemeinen sich dabei beruhigte, diese Krankheit als Berufskrankheit der Bergleute aufzufassen, wiesen zuerst einige Ärzte am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts darauf hin, daß sie nur zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten feuchtnartig auftrat und viele Opfer forderte. Erst vor Jahren, als über eine Reihe von Fällen aus einzelnen Gruben berichtet wurde, erkannte Sammeridmid, daß diese Fälle nicht gleichbedeutend seien mit der gewöhnlichen Blutarmut oder Bleichsucht und daß das Grubenklima allein keine genügende Erklärung für die Entstehung der Krankheit bilde. Aber erst das Auftreten einer Seuche unter den Arbeitern des St. Gotthardtunnels mit besonders hoher Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffer brachte Licht und Klarheit über das Wesen der Krankheit. Peroncio erkannte ihren parasitären Charakter und wies an drei im Krankenhaus zu St. Etienne an Blutarmut behandelten Arbeitern Anchylostomiasis, d. h. eine durch einen Eingeweideworm aus der Gattung der Haar- oder Rundwürmer hervorgerufene Krankheit nach. Schnell wurde

auch in andern Ländern das Vorkommen dieses Grubenwurms festgestellt und schon 1886 konnte Reichensperger in Köln auf Grund der vorhandenen Berichte und Untersuchungen erklären, daß die früheren Seuchen in Ungarn und Frankreich höchstwahrscheinlich Anchylostoma-Epidemien gewesen seien.

Dieser Schmarozer war ursprünglich nicht in Europa heimisch. Er stammt aus Ägypten, wo 1853/54 etwa ein Viertel der Bevölkerung von ihm befallen wurde. Sein ebenfalls überaus häufiges Vorkommen in Brasilien wurde 1872 nachgewiesen. Durch Europa unternahm der Schmarozer seinen verheerenden Zug von Italien aus, mitgeschleppt durch die italienischen Erd- und Ziegelarbeiter. Von Brasilien wurde er nach Italien durch rüchwandernde Italiener verpflanzt; wann und wie er aus Ägypten nach Italien kam, ist nicht sicher nachgewiesen.

Es bleibt uns noch übrig zu ersehen, auf welche Weise die Verbreitung der Wurmkrankheit erfolgt. Wallonen und Italiener, die mit dem Wurm behaftet sind und die zu Erdbarbeiten nach Deutschland kommen, setzen gewohnheitsmäßig ihre Entleerungen an den Mäandern ihrer Arbeitsstätte ab. Je mehr die Arbeiter fortfahren, desto mehr werden die Mäandere des Arbeitsfeldes mit in Angriff genommen, der Kot mit dem Lehm verarbeitet und mit Wasser vermischt. Mit Lehm über und über bedeckt, nehmen die Arbeiter ihre Mahlzeiten ein, in die sich ebenfalls vielfach Lehm mischt, sodas die Leute tatsächlich Lehmesser sind. So kann der Schmarozer durch Mund und Haut einwandern. Daß er in Deutschland nicht heimisch ist, beweist der Umstand, daß niemals Erdbarbeiter an der Wurmkrankheit erkrankten, die auf andern Gelände arbeiteten. Nur in Berührung mit Wallonen und Italienern oder beim Arbeiten auf deren Arbeitsplätzen stellte sich die Krankheit auch bei deutschen Arbeitern ein. Mehlisch ist es in Bergwerken, in denen vielfach die Uebertragung noch leichter durch die Haut als durch den Mund erfolgt. Der Kot wird hier, trotz strengster Verbote, irgendwie im Stollen abgesetzt, zertreten, bleibt an den Leiterpfosten hängen und wird so mit der Hand aufgenommen. In Bergwerken kann ferner auch, ähnlich wie es für Brasilien nachgewiesen ist, der Schmarozer durch Wasserrinnale über weite Strecken verbreitet werden.

Der Kampf gegen den Wurm ist in Belgien, Frankreich und Deutschland mit allen Kräften aufgenommen worden. Leider verlagern die gewöhnlichen Mittel, wie Sublimat, Karbolsäure, Chlorkalk und Kalkmilch den Wurm und Eiern gegenüber ganz. Wirksam sind nur Osmiumsäure, Alkohol, Eisessig und Chloroform, aber sie wirken nur äußerlich auf die Kotauscheidungen ein und würden auf kilometerlangen Strecken große Kosten verursachen. Wirkliche Sicherheit bietet nur die Ueberwachung und beständige Unterjuchung der Arbeiter und die Ausmerzang aller Kranken, wie sie jetzt schon gesetzlich festgelegt ist. Dafür sind in Rheinland-Westfalen allein schon nahezu sieben Millionen ausgegeben worden. Ferner erleichtert die Anlage geeigneter Aborte, Vernichtung des Kots, gutes Trinkwasser und Waschwasser auf den Arbeitsstätten die Bekämpfung sehr. Leider bringen die Arbeiter selbst entsprechende Anordnungen trotz hoher Strafen vielfach noch wenig Verständnis entgegen.

Allerlei.

„Mister Wirelek“ als Retter aus Seenot. Dem Marconi oder Telefunkenmann, der an Bord der Ozeandampfer schwebhaft oft einfach „Mister Wirelek“, „Herr Drahtlos“ genannt wird, verdankt, so neu auch noch die drahtlose Telegraphie ist, doch schon eine Reihe von Schiffen ihre Rettung aus schwerer Gefahr, und tausende von Seereisenden würden, ähnlich den Opfern der „Titanic“, ihr Grab in den Wellen gefunden haben, hätte nicht die Funkentelegraphie im Augenblick der Not Hilfe alarmiert. Der erste Fall „drahtloser Rettung“ aus Seenot, wenn man so sagen darf, ereignete sich im Dezember 1903. Der Dampfer „Kronland“ der Red-Star-Line war mit 900 Passagieren an Bord von Antwerpen abgefahren. In der Südküste Irlands geriet das Schiff in einen furchtbaren Sturm und wurde so schwer beschädigt, daß es ohne fremde Hilfe verloren gewesen wäre. Zum Glück war der Dampfer schon mit einem Apparat für drahtlose Telegraphie ausgerüstet, und es gelang

nach anderthalb Stunden Antwort von Danke zu erhalten. Ein Rettungsboot wurde ausgesandt und wenige Stunden später waren die Passagiere im Hafen von Queenstown an der südririschen Küste in Sicherheit. Auf dieselbe Weise wurde im März 1904 die „New York“ gerettet, die am Kap La Hague gestrandet war. Im Oktober 1907 lag in dem Laboratorium des dänischen Erfinders Poulsen zu Kopenhagen bei Kopenhagen die drahtlose Nachricht ein, daß das Schiff „Littania“ in der Ostsee festgelaufen war. Der Dampfer besaß einen drahtlosen Apparat nach Poulsens System und der Elektriker hatte sich direkt an den Erfinder um Hilfe gewandt. Poulsen alarmierte das Hafentamt; schon nach wenigen Stunden waren verschiedene Schiffe und Rettungsboote unterwegs und 864 Menschenleben wurden so gerettet. Das berühmteste Beispiel für die Rettung eines Schiffes durch drahtlose Telegraphie bietet indessen das Schicksal des Dampfers „Republic“, der, ebenso wie die jetzt untergegangene „Titanic“, der White Star Line gehörte. Die „Republic“ stieß mit 781 Menschen an Bord mit dem Dampfer „Florida“ des italienischen Lloyd zusammen. Unter den schwierigsten Umständen hat damals der Telegraphist Zad Binnes den ominösen Hilferuf „C. O. D.“ nach allen Himmelsrichtungen gesandt; im Augenblick der höchsten Not traf die „Valtic“, das auch jetzt wieder mehrfach genannte Schwester Schiff der „Republic“, an der englischen Küste ein und rettete die Passagiere und Mannschaften, die schon alle Hoffnungen aufgegeben hatten. Im Juli desselben Jahres 1909, nur sechs Monate nach der „Republic“-Katastrophe, stieß der Dampfer „Montrose“ in dichtem Nebel auf einen Eisberg. Über von den Bergischen Wellen gerufen, kam noch rechtzeitig das englische Kriegsschiff „Bellion“ zu Hilfe. Diesen Fällen reiht sich nun die furchtbare Tragödie der „Titanic“ an, von der wohl ohne Hilfe der drahtlosen Telegraphie kein einziger Passagier lebend an Land gekommen wäre.

Ein lebensgefährlicher Posten. Ein jeltamer Zufall will es, daß der Vorgänger des stellvertretenden Chefs der Pariser Sicherheitspolizei, M. Joulin, der dieser Tage von dem berüchtigten Ubachen Bonnot erschossen wurde, auf ganz ähnliche Weise wie er ums Leben gekommen ist. Im Jahre 1909 beschäftigte nämlich eine große Anzahl von Kirchenstehlen die Pariser Polizei. Es gelang ihr, eine Reihe der geschlossenen Wertgegenstände bei verschiedenen Antiquitätenhändlern wieder aufzufinden. In weiteren Verläufe ihrer Recherchen stellte die Polizei fest, daß ein gewisser Emile Delaunay, der in der Rue de la Folie-Méricourt 25 wohnte, zu der Diebesbande gehörte. Am 17. Juli gegen 7 Uhr abends begaben sich der stellvertretende Chef der Sicherheitspolizei, Emile Mot, sein Sekretär und drei Inspektoren in das betreffende Haus. An der Wohnung Delaunays wird geklopft. Eine Stimme von innen fragt, wer da sei. „Im Namen des Gesetzes“, antwortete Mot. Die Tür öffnet sich und die Beamten treten ein. An der Schwelle des Speisezimmers erscheint Delaunay. „Sie sind Delaunay“, fragt Mot. „Ja, und da!“ Bei diesen Worten hatte Delaunay plötzlich einen Revolver gezogen und auf Mot geschossen. Der Beamte brach in die Wut getroffen, mit dem Ausruf „der Schuft hat mich getötet!“ zusammen und starb nach wenigen Minuten. Einer der Inspektoren warf sich nun auf den Verbrecher; es begann ein heftiges Ringen, in dessen Verlauf es Delaunay gelang, für einen Augenblick die rechte Hand frei zu bekommen. Sofort erhob er auch diesen Beamten; darauf richtete er die Mündung des Revolvers gegen seine rechte Schläfe und tötete sich selbst. Es stellte sich später heraus, daß der Mörder hintereinander sechs falsche Namen, darunter auch den Namen „Delaunay“, geführt hatte; er hieß tatsächlich Detollenaere, war früher Landarbeiter in Belgien gewesen und wurde wegen vieler Verbrechen von nicht weniger als zehn verschiedenen französischen und belgischen Polizeibehörden gesucht.

Die Geschichte des Taktstods. Der Taktstod hat sich in der Hand des Dirigenten erst langsam und allmählich zu dem modernen Marschalltode gewandelt, dessen geräuschlose, auf enge Grenzen beschränkte Bewegungen die Anweisungen des musikalischen Führers den diesen unterstellten Truppen zu vermitteln bestimmt sind. Wie schon sein Name andeutet, war er ursprünglich ein Instrument, das dem Zwecke diente, den Takt durch starkes Aufschlagen auf das Pult zu markieren. Der erste, der ihn in diesem Sinne verwendete und damit den Taktstod einführte, war der berühmte florentinische Geiger und Komponist Jean Baptiste Kull. Als dieser, der als Kind nach Paris gekommen war, von Ludwig XIV. im Jahre 1652 mit der Bildung eines ausgewählten Orchesters der „Bande des petits violons du Roi“ betraut worden war, zwang ihn die Disziplinlosigkeit der seiner Ausbildung überwiegenen Musiker, aus der Not eine Tugend zu machen und den in Sachen des Rhythmus wenig festen Geigern mit einem 6 Fuß langen Stöcke die Reitmache durch Aufschlagen auf das Pult kenntlich

zu machen, wobei es häufig genug geschah, daß sich der taktschlagende Stöck auf die Rücken der widerspenstigen Musiker verirrte. Seit Kull war dann der Taktstod ein fändiges Requirat in den Händen der Orchesterleiter, dessen Unentbehrlichkeit auch von Gluck, dem großen Reformator der Oper, ausdrücklich anerkannt wurde.

Für unsere Frauen.

Moloch Militarismus.

Die Scheuern leer, die Steuern schwer,
Die Ernte schlecht geraten,
Und immer mehr, und immer mehr,
Und immer mehr Soldaten!

k. r. Diese Verse Herweghs passen wie je zuvor auf das ungeheuerliche Vorhaben der deutschen Regierung, wieder eine gewaltige Seeresverfärbung vorzunehmen. In diesen Tagen hat die Regierung den Reichstag ersucht, 30 000 neuer Land- und 5 neue Kriegsschiffe mit der notwendigen Anzahl Marinesoldaten zu bewilligen. Diese neue Rüstungsborlage soll jährlich aber 100 Millionen kosten.

Mit dieser gearbezu unerhörten Forderung bricht die Regierung in ungläublicher Weise ein Versprechen, das erst im vorigen Jahre von ihr gegeben wurde. Vor etwa einem Jahr wurde durch Gesetz beschlossen, daß der Seeresbestand im Laufe der nächsten fünf Jahre um nicht mehr als 10 875 Mann vermehrt werden sollte. Der preussische Kriegsminister erklärte damals, daß diese Vermehrung ausreiche und die Regierung sich damit zufrieden gebe. Zwar trauten nur Narren im Ernst Versprechungen der Regierungsvorsetzer. Aber daß die Regierung jetzt, nach kaum einem Jahre, ihr eigenes Gesetz umstößt und außer den damals bewilligten 11 000 noch zirka 30 000 Mann weiterer Soldaten verlangt, das ist ein geradezu ungeheuerliches Stück Selbst für eine Regierung, von der man es gewohnt ist, daß der Wortbruch zu ihren erhabenen Traditionen gehört, daß sie nur zu oft nach dem Grundsatze handelt, daß Versprechen gegeben werden, um nicht gehalten zu werden.

Die Regierung probiziert durch ihr Vorgehen direkt der berechtigten Haß und die Feindseligkeit des Auslandes. Sie labet mit der neuen Vorlage unerhörte neue Opfer nicht nur dem deutschen Volke auf die Schultern, sondern auch den anderen Völkern. Zur Verschönerung erlaubt sie sich die Unberücksichtigung, daß diese Rüstungen der Erhaltung des Friedens dienen und Deutschland von England und Frankreich dazu genötigt sei. Die Regierung hält das Volk für zu dumm, sich mit einfachsten Menschenverstand berechnen zu können, daß Frankreich mit seinen 40 Millionen Bewohnern unmöglich mehr mit dem Heere des 66 Millionen starken deutschen Volkes konkurrieren kann. Wohl treibt das nachsinnige Weiterrüsten Deutschlands Frankreich an, mit Aufgebot aller Kräfte den letzten Mann in die Arme zu bringen, um den Preis der unerhörtesten Opfer des arbeitenden Volkes Frankreichs. Neue Militärvermehrung und -Lasten für das deutsche Volk bedeuten neue Lasten auch für das französische Volk.

Wie für Frankreich, so für England. Bant Deutschland neue Kriegsschiffe, so wird England totischer ebenfalls neue Schiffe bauen. Von seinem Standpunkt muß es dies, obwohl es aus eigenem heraus Bedürfnis und Neigung hat, endlich einmal mit den Seerüstungen einzuhalten.

England ist das größte Insel- und Kolonialreich. Es hat einen überragenden Welthandel und von jeher die stärkste Flotte. Englands Flotte verhält sich zu deutschen wie 16 zu 10, d. h. wo Deutschland eine Stärke von 10 hat, besitzt England eine solche von 16. Englands Staatsmänner und herrschende Klassen sind fest entschlossen, die bestehende prozentuale Flottenübermacht Englands aufrecht zu erhalten. Sie glauben das der insularen Lage des Landes und ihren Klasseninteressen schuldig zu sein. Sie haben nicht die Absicht, die englische Flotte noch weiter zu vergrößern, wenn die anderen Länder, vor allem Deutschland, mit den Seerüstungen Einhalt machen. Aber sie gehen auch nicht darauf ein, das Verhältnis von 16 zu 10 zwischen England und Deutschland zu Ungunsten Englands aufzugeben. Rüstet Deutschland weiter und baut jetzt 5 neue Schiffe, so tut England das gleiche und baut mit völliger Sicherheit mindestens acht. Die deutsche Flotte ist nach dem Bau der neuen Schiffe dem Ziel, die englische Flotte zu überflügeln, nicht um einen Schritt näher gekommen. Nur die Lasten für die Flotte in beiden Ländern sind größer.

England gedenkt nun wenigstens einigermaßen verständig in einer solchen Situation zu handeln, indem es mit Deutschland ein Uebereinkommen zu treffen bereit ist, das beide Länder das kostspielige Weiterrüsten einstellen und sich auf den jetzigen Stärkebestand ihrer Flotten beschränken. Zu diesem Schritt hat England schon vor ein paar Jahren sich geneigt ge-